



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 223.

Samstag, 24. September

1927.

(22. Fortsetzung.)

Das grüne Monokel.

Roman von Guido Kreuer.

(Nachdruck verboten.)

Die Sicherheitsbehörde der belgischen Hauptstadt war durchaus auf der Höhe.

„Monsieur Kerridge von Scotland Yard — oh, welch Vergnügen, einen so berühmten Kollegen persönlich kennenzulernen! Und Frank McCornick, der berühmte McCornick, befindet sich in Brüssel? Selbstverständlich stellen wir die gewünschten Vollzugsorgane zur Verfügung.“

Dennoch verstrich geraume Zeit. Wegen der „Exterritorialität des Antragstellers“ mußte man sich erst Hals über Kopf noch mit irgendwelchen anderen Dienststellen in Verbindung setzen. Dies Hals über Kopf umfaßte immerhin eine Stunde verschiedener Telefongespräche, während der Engländer ungeduldig wartete, und der Fürst, der während des Abendessens bei François den ganzen Zusammenhang erfahren hatte, mit Gerrit Glynn vorausfuhr, um im Vestibül der weiteren Entwicklung der Dinge zu harren.

So wurde es fast zwölf Uhr, bis John Kerridge mit zwei Beamten das Palace-Hotel betrat.

Doch da empfing ihn verstörtes Durcheinander. Im Speisesaal und in der Halle standen die Gäste aufgeregt debattierend beieinander. Die Jazzband schwieg. Boys flühten umher. Das leitende Hotelpersonal schien wie vor den Kopf geschlagen. Soeben auch war ein Arzt eingetroffen, den man schleunigst alarmiert hatte.

Der Tatbestand:

Einer der Sekretäre des Präsidenten Hosea Bruce hatte trotz vorgerückter Nachtstunde seinem Chef noch ein soeben eingelaufenes wichtiges Telegramm überbringen wollen. Da fand er den Milliardär, der sich bereits zur Ruhe begeben hatte, tot in seinem Bette vor. Erschossen. Der dünne Blutsaden, der von der linken Schläfe über Wange und Pyjama lief, war schon halb geronnen. Spätestens vor einer Stunde konnte der Mord geschehen sein. Denn um elf Uhr hatte der Präsident seine beiden Sekretäre und seinen Kammerdiener verabschiedet.

Der Entdecker der Untat schlug Värm. Man rief im Polizeipräsidium an und erfuhr, daß sich aus anderen Gründen bereits zwei Beamte mit einem englischen Detektiv auf dem Wege zum Palace-Hotel befanden. Der mittlerweile gleichfalls gerufene Arzt untersuchte inzwischen den Toten.

Der Präsident des „United Oil Trusts“ im vornehmsten Hotel der belgischen Metropole ermordet! Morgen würde die Welt um eine Sensation reicher sein.

Grenzenlos war die Aufregung. —

In diesem Moment traf John Kerridge mit seinen beiden Beamten ein.

Gerrit Glynn und der Fürst eilten auf ihn zu, um Bericht zu erstatten. Andere Gäste assistierten. Im Moment sprach es sich herum, wer er war.

Der berühmte englische Regierungsdetektiv — welcher ein Zufall, daß auch er gerade in dieser Nacht Gast des Palace-Hotel sein mußte! Nun würde die Entdeckung des Täters bestimmt nicht ausbleiben!

Die drei Kriminalisten begaben sich in die prunk-

volle Zimmerflucht, die Hosea Bruce mit seinem Gefolge von Sekretären, Stenotypistinnen, Pilot, Flugbeobachter, Lustboy, Kammerdiener und Chauffeur bewohnt hatte.

Der Tod mußte den Milliardär im Schlaf überrascht haben: den Kopf halb nach links gewandt, schien er zu schlummern. Nur aus unmittelbarer Nähe konnte der tödliche Schuß abgegeben sein: die Wunde war an den Rändern scharf ausgezackt und schwarz von Pulverrückständen.

An Wertgegenständen schien nichts zu fehlen; bis auf die Brieftasche, die wahrscheinlich ein paar tausend Dollar baren Geldes und Papiere enthalten hatte, über die niemand Auskunft zu geben vermochte. Sonst erwiesen sich die Privatgemächer des Toten in vollkommener Ordnung.

Von seiner Umgebung fehlte nur ein Mensch: der Mister John Sherwood, der erst mittags aus Berlin eingetroffen war. Jetzt fand sich keine Spur von ihm. Einen kleinen Koffer, sein einziges Gepäck, hatte er in seinem Zimmer zurückgelassen. Dessen Durchsuchung förderte nichts zutage.

Trotzdem gab es keinen Zweifel: der Täter war John Sherwood, der in Wirklichkeit Frank McCornick hieß.

Noch während die inzwischen eingetroffene Mordkommission im Palace-Hotel mit Lupe, photographischen Aufnahmen der Örtlichkeit und Vernehmungen beschäftigt war, funkte der Draht an alle Polizeipräsidien, Hafenstädte und Grenzstationen den von der Bild-Fernphotographie begleiteten Alarm:

„Frank McCornick alias John Sherwood hat heute nacht im Brüsseler Palace-Hotel den amerikanischen Dollarmilliardär Hosea Bruce ermordet und ist zu verhaften!“

*

Als John Kerridge gegen zwei Uhr nachts nach beendigem Lokaltermin als Letzter die Zimmer des Toten verließ, stieß sein Fuß auf dem Beloursläufer des Stagenganges an einen harten Gegenstand.

Er hob ihn auf.

Es war ein grünes Monokel, wie er es selbst trug.

X.

Inez Rionn kam von der Vormittagsprobe; denn das Estorial-Theater studierte die „Medinette“ ein — jene entzückend graziöse Operette, die im Pariser Théâtre des Gobelins seit Monaten ausverkaufte Häuser machte und mit der berühmten Mademoiselle Dobbes in der Titelrolle der große Saisonserfolg geworden war.

Hier in Berlin sollte Inez Rionn die Medinette spielen. Bestimmt wurde eine Sensation. Musik und Libretto waren in ihrer Erfindungsgabe und ihrem quellenden Ideenreichtum weitab von jener Schablone üblen Vaudeville-Kitsches, der sonst als typisch französische Importware herüberkam und an der Spree ein desto begeisterteres Publikum fand, je elender er in Paris durchgefallen war.

Nein — diesmal lohnte es.

So aus tiefinnerster Bestimmung war die junge Diva mit ihrem Beruf verwachsen, daß sie die anstrengenden vormittäglichen Proben fast als heftige Erholung empfand und über ihnen für Stunden sogar vergessen konnte, was seit Tagen an dunklen Schatten über ihrem Leben lastete . . .

Eine Minute blieb sie vor dem Bühnenausgang stehen und blinzelte in die strahlende Mittagssonne dieses wundervollen Septembertages hinein.

Dann bestieg sie ihr Auto, das am Straßenrande wartete, und befahl:

„Fahren Sie noch nicht heim, Paul, sondern erst eine Stunde durch den Tiergarten.“

„Jawohl, gnädiges Fräulein.“

An der Kreuzung der Linden und Friedrichstraße gab es die übliche Stokung, während die Zeitungsverkäufer gerade ein eben erschienenenes Mittagsblatt ausriefen.

Inez Rionn ließ es sich hereinreichen und schlug die Titelseite um, als ihr Wagen wieder ansprang und in die Linden einbog.

Da las sie:

Josea Bruce ermordet.

Gestern abend wurde der Präsident des New York „United Oil Trusts“, der bekannte amerikanische Milliardär Josea Bruce, im Schlafzimmer seiner luxuriösen Appartements, die er gegenwärtig im Brüsseler Palace-Hotel bewohnte, erschossen aufgefunden. Offenbar liegt Raubmord vor. Die Brieftasche des Toten mit einem größeren Gelbbetrage und wichtigen Papieren fehlte. Als Täter kommt ein gewisser John Sherwood in Frage, der mit dem berühmten Hochstapler Frank McCornick identisch sein soll. Gemeinsam mit der Brüsseler Kriminalbehörde hat der zufällig im Palace-Hotel anwesende bekannte englische Regierungsdetektiv John Kerridge die Aufklärung des Falles in Angriff genommen. Nähere Mitteilungen fehlen noch. Da jedoch ein genaues Signalement des Mörders vorliegt und sämtliche Grenz- und Hafenstationen schon benachrichtigt sind, so dürfte eine baldige Verhaftung zu erwarten sein.

Inez Rionn überkam das Gefühl, als stürze sie rücklings in gähnende Abgründe.

Ihr Wagen hatte das Brandenburger Tor passiert und stob jetzt die Charlottenburger Chaussee entlang. Sie wußte nichts davon — sah nicht den Herbst, der mit bräunlich-goldenen Farben Busch und Baum überluderte, achtete nicht der Menschen, die plaudernd durch die Parkwege schlenderten.

Lange war sie überhaupt keiner klaren Erwägung fähig. Für Minuten setzte ihre Aufnahmefähigkeit völlig aus. Mitten aus ihrer Arbeit brutal wieder hineingerissen in das Geschehen der letzten Tage — diese Erschütterung war zu groß.

Dann aber begann es unversehens durch ihr Gehirn zu rasen: ein Demurentanz höllischer Spukgestalten, ein Frestengewimmel höhnisch verzerrter, grinsender Schemen, eine satanische Gespensterjagd fragenhafter Maskenbilder, die nichts Menschenähnliches an sich hatten.

Wie eine Verstorbene lag sie in den Kissen des Autos. Hielt die Augen geschlossen und ließ sich willenlos mitreißen in den bachantisch ausgelassenen, toll tockelnden Schattenreigen ihrer Gedanken, die noch einmal die jüngste Vergangenheit heraufbeschworen:

John Sherwood tauchte in Berlin auf, um seine erbarmungslose Hand auf sie zu legen und sie seinem Willen gefügig zu machen — die georgisch-deutsche Affäre — die Szene im Tiergarten, als sie dem Botschaftsrat von Traß die Repetierpistole aus der Hand riß — die entscheidende Stunde oben im Boudoir ihrer Wohnung — der vernichtende Moment, als John Sherwood sie vor seinem geöffneten Koffer überraschte.

(Fortsetzung folgt.)

Herbstahnen.

Tagmilde die Häuser tauern.
Unter schleifenden Wolkensüßen
Dämmerndes Land.
Nebelsgaze hängt gespannt
Um Baumwipfel, die fröstelnd erschauern.
Schwarze Vögel fliegen
Durchs Geäst wie dunkle Bälle.
Fernher ebbt eine Welle
Abendliche Musik . . .
Der Wind kommt kühl,
Springt prall und did
Mich an. Ich kühl,
Es Herbstet schon.
Nun ein Rascheln: Und ein Blatt,
Zahl vergilbt, erdwärts sinkt,
Taumelt weht und matt.
Bald ist Nacht. —
Sonnengold will sich entfärben,
Und das Windlied klingt,
Herbstgejang vom großen Sterben.

Heinrich Vets.

Der „ehrliche“ Teppichhändler.

Von Hugo von Köller.

Der alte Osman Effendi hatte ein großes Geschäft im alten Bazar in Stambul. Neben einem reichhaltigen Lager echter Teppiche aus Persien, der Buchara, aus Smyrna und anderen produzierenden Gegenden führte er auch aller Art alter türkischer Waffen, Rüstungen, Antiquitäten und Schmuckstücken. Sein Laden wurde viel von Fremden aufgesucht und vor anderen bevorzugt, weil er den Ruf genoss, ein ehrlicher Mann zu sein. Sein Äußeres und sein Gebahren schienen dies auch zu bestätigen. Er präsente seine Ware nicht aufdringlich an und bewahrte stets die einem vornehmen Türken eigene Ruhe.

Nur wenige wußten, daß man unter Umständen bei Osman Effendi ebenso übers Ohr gehauen wurde, wie in allen anderen ähnlichen Kaufhäusern des alten Basars. Daß sein Laden sich des größeren Zuspruchs erfreute, kam lediglich daher, daß er die Fremdenführer und die Hoteldragomans auf seiner Seite hatte. Er drückte beide Augen zu, wenn die Fremden von ihren Führern bestohlen und betrogen wurden, und machte gegebenenfalls auch gemeinsame Sache mit diesen Gaunern.

Osman Effendi machte aber einen Unterschied in seinen Kunden, d. h. die einen betrog er, den anderen gegenüber zeigte er sich wirklich als ehrlicher Mann. Wenn ich westeuropäischen Besuch in Konstantinopel hatte, der irgend welche türkischen Einkäufe machen wollte, so führte ich ihn in den sehenswerten Laden dieses Muselmans; ich wußte, daß wir hier reell bedient werden würden. Seit Osman Effendi in Erfahrung gebracht hatte, daß ich nicht ein Hoteldragoman war, der von ihm Procente verlangte, daß er also seine Preise nicht demnach einustellen brauchte, war er nicht nur von größter Hochachtung für mich erfüllt, sondern er beehrte mich sogar mit seiner Sympathie. Mit der Zeit ging seine Vertrauensseligkeit mir gegenüber so weit, daß er mich über die, für einen Laien gar nicht wahrzunehmenden feinen Unterschiede zwischen echten Antiquitäten und deren in Westeuropa hergestellten wertlosen Nachahmungen belehrte. Da hingen z. B. mehrere alte Rüstungen an der Wand. Als ich diese in Augenschein nahm, erklärte mir Osman Effendi: „Unter diesen acht Rüstungen sind drei wirklich echte antike, fünf sind nachgemachte. Die Nummern zwei, fünf, acht sind echt, die übrigen in einer Fabrik in der Nähe von Wien hergestellt.“ Ich muß gestehen, daß ich einen Unterschied zwischen den echten und den nachgemachten Rüstungen nicht feststellen konnte.

Sein Hauptgeschäft lag auf dem Gebiet der Teppiche, und es hat in Konstantinopel wohl nur wenige Menschen gegeben, die soviel Sachverständnis für Teppiche besaßen, wie Osman Effendi. Wenn ich einmal einen Teppich kaufen oder für andere besorgen wollte, ging ich zu Osman Effendi, und ich wußte, daß er mich nicht betrogen ebenso sicher, wie ich wußte, daß er andere betrogen hatte, wo er konnte.

Als ich einmal bei Osman Effendi im Laden war, trat ein Amerikaner, der sich mit einer größeren Reisegesellschaft auf dem Wege nach Kairo befand, in Begleitung eines Fremdenführers ein. Osman Effendi, ebenso wie seine Angestellten, — alias Bettlerhelfer —, entboten den türkischen Gruß und behandelten die Ankömmlinge zunächst nicht etwa als launische Kunden, sondern als willkommene Gäste. Türkischer Kaffee und Zigaretten wurden ihnen gereicht, Osman Effendi spielte die Rolle des liebenswürdigsten Hausherrn. Durch den Fremdenführer, der den Dolmetsch machte, führte Osman eine Konversation mit dem Amerikaner, die nicht im geringsten auf ein etwaiges Geschäft Bezug hatte. Er erfuhr dabei aber, daß es sich um einen Amerikaner handelte, der nach Kairo reiste, — der also „Geld wie Heu“ hatte!

„Dieser Herr will einen Teppich kaufen“, warf ganz unvermittelt der Fremdenführer in die Unterhaltung. — „So? — Einen Teppich?“ fragte mit absolut uninteressierter Miene Osman Effendi. — „Einen echten Perser“, erklärte der Fremdenführer. „Bitte sehr.“ Auf einen Wink Osmans machten sich seine Angestellten daran, von einem großen Stapel einen Teppich nach dem anderen vor dem Amerikaner auszubreiten. Bei einem besonders schönen Exemplar gebot der Kunde Halt. „Was kostet dieser Teppich?“ fragte er. Der Dragoman wiederholte die Frage auf türkisch. Darauf Osman Effendi: „Mit oder ohne?“ (das heißt: mit oder ohne handeln?). „Ohne“, erwiderte prompt der Fremdenführer. „Lebter Preis 15 Pfund.“ Der Fremdenführer schnitt ein erstauntes Gesicht als er den Amerikaner mit allen Anzeichen der Entrüstung ansah und sagte: „50 Pfund verlangt der Kerl dafür.“ Zu Osman gewandt sagte er: „Was er über 15 Pfund zahlt, teilen wir.“ — „Hab' verstanden.“ Und schon waren beide einig. Der Amerikaner überlegte, dann erklärte er: „50 Pfund ist zu viel, — ich biete 20.“ — „Dafür kann er den Teppich nicht hergeben. Wenn Ihnen das Stüd gefällt und Sie den Teppich haben wollen, müssen Sie schon noch etwas zulegen.“ — „Gut, — also 25 Pfund.“ Der Fremdenführer übersetzte dem Osman Effendi, der Amerikaner gebe 20 Pfund. Auf Anraten des Dolmetsch klagte Osman Effendi, daß er Bargeld an dem Teppich verliere, wenn er ihn für 20 Pfund hergebe, hob nochmal die Güte der Ware hervor, machte auf das herrliche Muster aufmerksam und erklärte schließlich: „Lassen Sie den Teppich hier, — gehen Sie in zehn andere Geschäfte, und wenn Sie dieselbe Ware anderswo zu diesem Preise bekommen, gebe ich Ihnen den Teppich für umsonst.“ — Als der Fremdenführer diesen Vorschlag übersetzte und auch seinerseits versicherte, daß Osman Effendi ein ehrlicher Mann sei, auf dessen Wort man sich verlassen könne, glaubte der Amerikaner nun selbst, daß er einen glänzenden Kauf mache, auch wenn er noch 5 Pfund darauf legte. Und auf 30 Pfund wurden sie einig, d. h. der Dolmetsch nannte dem Osman Effendi nur 25 Pfund als letztes Gebot.

Der Amerikaner hatte nur Dollars bei sich. Der Fremdenführer lief damit zum nächsten Geldwechsler, deren im Bazar eine Menge herumfuhren, und wechselte die Noten in türkische Pfunde. Unterwegs steckte er zunächst fünf Pfund in die Tasche, übergab Osman Effendi 25 Pfund und dem Amerikaner den Rest. Dieser glaubte nun wirklich, den türkischen Teppichhändler aufs Äußerste im Preise gedrückt und ein brillantes Geschäft gemacht zu haben. Der Fremdenführer versicherte, daß es ihm nur mit Mühe und auf Grund seiner langjährigen Bekanntschaft mit Osman Effendi gelungen sei, diesen von 50 auf 30 Pfund herabgedrückt zu haben. Er selbst hatte also bei dem Geschäft 5 Pfund alatt gestohlen und 5 Pfund von Osman Effendi als seinen Anteil am „Überpreis“ bekommen.

Abends bei der Table d'hôte im Hotel prahlte der Amerikaner seinen Reisegenossen gegenüber damit, wie er es verstanden, mit dem türkischen Teppichhändler im Bazar umzugehen und wie billig er zu dem echten Perser — allerdings auch dank seines guten Fremdenführers, — gekommen sei. Der Händler habe als letzten Preis 50 Pfund gefordert, er und sein Führer hätten den Preis auf 30 Pfund herabgedrückt! Allgemeines Verwundern bei den Reisegenossen!

Als ich später zu Osman bei sagte: „Du bist doch genau so ein Gauner, wie alle anderen“, erwiderte er mir: „Effendim, ich bin ein ehrlicher Mann; aber was konnte ich machen? Sie haben selbst gehört, daß ich nur 15 Pfund für den echten Perser gefordert habe, — und das war er wert! Wenn der Amerikaner aber 25 Pfund dafür zahlen wollte, so waren die 10 Pfund über den geforderten Preis ein Geschenk Allahs, — das durfte ich nicht zurückweisen.“ — „Na“, bemerkte ich, „du hättest den Teppich auch für 10 Pfund gegeben.“ Osman Effendi lachte ein verschmitztes Lächeln, als er sagte: „Effendim, es kommt im Teppichhandel nicht auf Güte und Wert der Ware an, sondern — auf den Käufer!“

Der geprüfte Examinator.

Humoreske von P. Schellhas.

Das Referendarexamen hatte stattgefunden. Professor Dräsecke hatte mit seinen knifflichen Fragen aus dem Staatsrecht wieder verschiedene Kandidaten, die ohnehin nicht recht fähigsten waren, zu kläglichem Fall gebracht. Er war als Examinator gefürchtet. Seine Fragen stellte er mit einer höchst fatalen, maliziösen Miene, die ungefähr ausdrückte: „Na, Sie wissen ja doch nur das allernotwendigste, was ich Sie jetzt fragen werde, davon haben Sie natürlich gar keine Ahnung.“ Und wenn der Kandidat sich schon nicht ganz sicher fühlte, so brachte ihn diese Art ganz und gar aus der Fassung. Antwortete der Arme dann irgend etwas mehr oder minder Dummes oder gar nichts, so folgte sicher noch eine höchst bissige Bemerkung des Professors hinterdrein, die den Kandidaten nicht im geringsten darüber im Zweifel ließ, daß er von dem Professor Dräsecke jedenfalls nichts zu hoffen hatte.

Professor Dräsecke hatte seinen Abendhappen gemacht und schief den Schlaf des Gerechten. Es war mitten in der Nacht. Er schnarchte in den verschiedensten Tönen und träumte gerade von dem niederträchtigen Professor Zudschwert, der es gewagt hatte, eine von der seinigen völlig abweichende Theorie über eine staatsrechtliche Frage in einer kürzlich erschienenen Schrift aufzustellen und ihn in einer ähnlich maliziösen Art abzuführen, wie der Professor Dräsecke sie seinen Examenkandidaten und seinen wissenschaftlichen Gegnern gegenüber anzuwenden beliebte.

Während der Professor noch im Traume einen heftigen Geisteskampf mit seinem Gegner ausfocht, ertönte plötzlich das Telefon in seinem Arbeitszimmer. Es klingelte schon eine geraume Zeit, bis der Professor endlich erwachte. Er setzte sich im Bette auf und horchte. Wahrhaftig, das war das Telefon! Wer konnte denn so mitten in der Nacht ihn anrufen? Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, daß es gerade ein Uhr war. Das konnte nur ein sehr dringender Anruf sein. Hastig zog er die notwendigsten Kleidungsstücke über, warf sich in seinen Schlafrock und eilte an den Apparat, der noch immer mit kurzen Unterbrechungen läutete.

„Hier Professor Dräsecke! Wer ist dort?“

„Hier Professor Braumüller! Sind Sie selbst am Apparat, Herr Kollege?“

Professor Braumüller war ebenfalls Mitglied der Prüfungskommission. Was in aller Welt konnte denn dieser von ihm wollen?

„Können Sie mir die actiones adiectitiae qualitatis des römischen Rechts nennen?“

Professor Dräsecke erstarrte zur Salzsäule. War der Kollege Braumüller verrückt geworden?

„Entschuldigen Sie! Waaaaas wollen Sie?!“

„Ob Sie die actiones adiectitiae qualitatis des römischen Rechts kennen? Welche sind es?“

„Darum klingeln Sie mich mitten in der Nacht heraus! Das ist unerhört!“

„Ich stelle fest, daß Sie meine Frage nicht beantworten können! Als einseitiger Staatsrechtler haben Sie offenbar vom römischen Prozeßrecht keine Ahnung! Ihre Kenntnisse auf diesem Gebiet sind äußerst mangelhaft. Die römischen Kollegia haben Sie jedenfalls geschwänzt. Betrachten Sie sich als — durchgefallen!“

Professor Dräsecke lochte vor Ärger.

„Sie sind wohl auf einer schweren Kneiperei? Was ist das für eine Art, jemand in dieser Weise aus dem Bett zu holen! Ich verbitte mir solche Anultungen ganz energisch! Ich kann zu Ihrer Entschuldigung nur annehmen, daß Sie nicht ganz nüchtern sind! Unerhört!“

Professor Dräsecke brüllte in seinem Ärger dermaßen, daß seine Frau, durch seine Löwenstimme erschreckt, im Nachtgewande herbeieilte, um zu sehen, was es gab.

Aus dem Apparat ertlang jetzt höhnisches Gelächter. Es hörte sich sogar so an, als ob es mehrere Stimmen wären. Sollte das wirklich der Professor Braumüller gewesen sein? Es war doch eigentlich sehr unwahrscheinlich, daß sein Kollege sich einen so ungehörigen Wit mit ihm machte! Die Stimme klang auch gar nicht wie die des Professors Braumüller. Was hatte das zu bedeuten?

Noch immer ertönte aus dem Apparat ein stürmisches Gelächter.

Zornbebend hing er den Hörer wieder an und begab sich in sein Schlafzimmer zurück. —

Und in demselben Augenblick fanden am anderen Ende der Telefonleitung in einem Kneipzimmer die im heutigen Examen durchgefallenen Kandidaten des Professors Dräsecke in der heitersten Kneip- und Galgenlaune. Sie hielten sich die Seiten vor Lachen. Ihre Nacht war glänzend gelungen. Sie hatten ihren Examinator ... durchgefallen lassen!

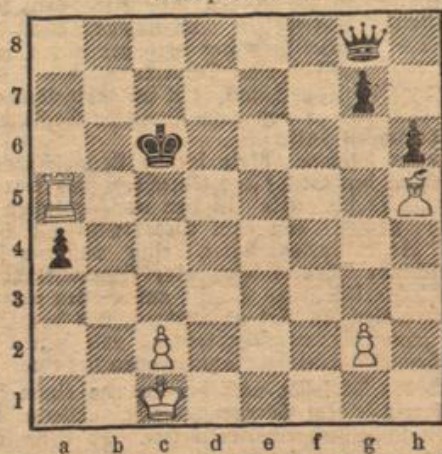


Schach



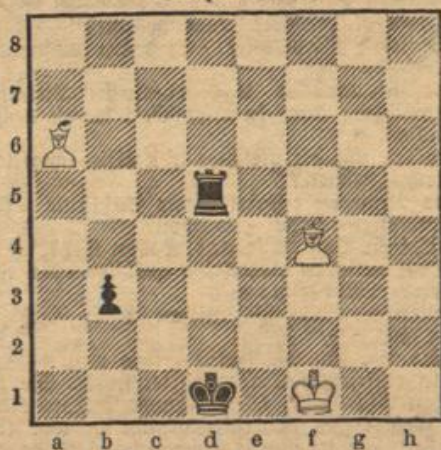
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 78. H. Rinck, Barcelona.
Endspielstudie.



Weiß: Kc1, Ta5, Lh5, Bc2, g2.
Schwarz: Kc6, Dg8, Ba4, g7, h6.
Weiß zieht und gewinnt.

Nr. 79. H. Rinck, Barcelona.
Endspielstudie.



Weiß: Kf1, La6, f4. Schwarz: Kd1, Td5, Bb3.
Weiß zieht und gewinnt.

Henri Rinck in Barcelona gehört zu den ersten Schachpoeten. Im Gegensatz zu Sam Loyd, der sich nur mit Problemen befaßte, ist das Schaffensfeld Rincks die Endspielstudie. Auf diesem Gebiet hat er solche Fülle von witzigen und scharfsinnigen Aufgaben geliefert, wie kein anderer Komponist. Das Ergebnis seiner umfassenden Tätigkeit hat er soeben in einer vierten Auflage seiner Sammlung Endstudien niedergelegt und die Zahl derselben bis zu 722 erhöht. Die Worte, die Prof. Johann Berger der ersten Auflage mit auf den Weg gab, treffen auch bei der letzten Auflage zu: „Rinck hat in der Erfassung des Gegenstandes und in der Ueberwindung der technischen Schwierigkeiten eine so hohe Leistungsstufe erreicht, daß die freundliche Aufnahme seiner ausgewählten Studien durch die Schachwelt außer Frage steht. Rinck zeigt, daß nicht nur der Gedanke, sondern auch die Stellung von großer Wichtigkeit ist, und daß nur in der einfachen partiegemäßen Position der Reiz der Ueberraschung, die Feinheit der Kombination vollkommen zur Geltung gelangen kann. Er erwirkt, daß der Löser den Zusammenhang von Partie und Kombination nie aus dem Auge verliert und stets das Bewußtsein hat, etwas Partiemögliches, ja sogar

Partiewahrscheinliches kennen gelernt zu haben. Da überdies viele seiner Studien in ein kurzes, theoretisches Endspiel ausmünden, so bietet das Buch hohen Genuß und reiche Belehrung zugleich.“ Meister Weenink, der Mitbegründer der neuen niederländischen Problemschule, sagt von den Rinckschen Schönheitsidealen, daß sie denen Bergers am nächsten stehen. Jedoch ist Rinck viel flotter und gefälliger in der Technik, dabei auch zierlicher. In dieser Art ist er unübertroffen. Im Anfang seiner Laufbahn als Komponist wählte Rinck vielfach den Kampf gegen die schwarze Dame als Thema. Sehr begreiflich, denn diese eignen sich am besten für Aufgaben à grand spectacle, die wie die Partien Morphys den Anfänger am meisten anziehen. Unter diesen Damenfangstudien sind solche, wo die schwarze Dame durch direkte Angriffe totgejagt wird und andere, worin Weiß stille Züge und Tempozwang anwendet. In allen diesen Studien spielt die Feldbeherrschung eine bedeutende Rolle; um eine Figur erobern zu können, muß man die Felder beherrschen, wohin sie ziehen kann. Dann kam eine Periode, in der Rinck mit unglaublicher Virtuosität Dutzende von Studien erfand, welche zwei Springer und Läufer gegen einen schwarzen Turm. Diese Aufgaben haben den besonderen Reiz, daß der Läufer nicht gegen den Turm abgetauscht werden darf. Was Rinck sonst noch mit zwei weißen Türmen gegen zwei schwarze Türme hervorgezaubert hat, grenzt ans Unglaubliche. Bei diesen Aufgaben finden sich sowohl nette Kleinigkeiten, als auch tiefsinnige und schwierige Beispiele.

Partie Nr. 412. Bremer Partie,
gespielt in der 7. Runde des Bremer Turniers 1927.
Weiß: Hilse, Schwarz: Bogoljubow.

1. e4—Sf6, 2. Sc3—e6, 3. d4. Gewiß nicht schlecht, aber gegen die Tradition, die g3 vorschreibt. 3. ... Lb4, 4. Db3—c5, 5. e3. Besser ist dxc5. 4. ... 0-0, 6. Ld2—Sc6, 7. Sf3—d5, 8. dxc5—Lxc5, 9. Sa4—Le7, 10. Td1—De7, 11. cxd5—exd5, 12. Ld3, besser sofort Le2, 12. ... Lg4, 13. Tc1—Ld6, 14. h3—Lxf3, 15. gxf3—De7. Schwarz hat jetzt ein vortreffliches Spiel. 16. Le2—d4, 17. Kf1—Td8, 18. Db5—a6, 19. Df5—Lb4, 20. Lxb4—Dxb4, 21. Tc4—Db5. Alles sehr fein gespielt. 22. Sc5—d3! Entscheidend, da Figurengewinn folgt. Weiß gab auf



Rätsel



Ergänzungsrätsel.

(Wagerecht u. senkrecht gleichlautend),



1. Nebenfluß der Donau,
2. gestohlene Ware,
3. Stadt in Ungarn,
4. Vortrag.

Kein Märchen.

Ein schwarzer Vogel (grad' nicht klein)
Flog in ein Stück Land hinein.
Als man ihn sodann besah,
Stand ein Orientale da.

Besuchskartenrätsel.

B. GRÄFE

TRIER

Was ist der Inhaber?

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen
worden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 217.

Bilderrätsel: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. —
Treppenrätsel: S, Ei, Inn, Mond, Sahib, Amalie, Sindbad.
— Scherzrätsel: fest, Fest.

Richtige Lösungen sandten ein: Walter Brünig, Adolf u. Hugo
Ehmer, Moritz Pischerschmuck, Magda u. Annemarie Travers, sämtlich
aus Wiesbaden; Aliu Ochs aus Erbenheim; Otto Präckel aus Hahn i.T.;
Lisel Erhardt aus Mainz.